

(Nachdruck verboten.)

71) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

Florian Seyer blickte ihn überrascht an, dann drehte er seinen Schnurrbart in die Höhe und antwortete: „Es könnte mich fast gelüsten, es zu versuchen, wenn ich sehen muß, wie das Stillliegen hier die Leute ganz und gar verdirbt, und es in Würzburg mit jedem Tag ärger wird. Der Rath hat nichts mehr zu sagen und auch dem Vermeter und seinen Freunden entschlipfen die Zügel mehr und mehr. Bruder Ambrosius predigt vergebens und die Galgen bleiben leer. Aber im Ernst, der Zwed heiligt nimmer die Mittel, auch nicht in politischen Sachen. Wenn ich mich wirklich der Gewalt bemächtigen wollte, so würde nichts anderes daraus entspringen, als neue Gewalt. Denn Unrecht und Gewalt können sich nur durch Unrecht und Gewalt behaupten. So lange die Welt steht, haben sie noch kein Volk zur Freiheit geführt. Im Gegentheil, die Folge widerrechtlich anemahter Gewalt war stets neue Knechtschaft. Mag auch ein Mann vom lautersten Charakter und in der edelsten Absicht der Herrschaft sich bemächtigen, auch er ist nur ein Mensch, und wenn ihn nicht das Machtgefühl berauscht, so verderben ihn seine Helfershelfer und Gesellen mit ihren Schmeicheleien, Listen und Ränken, um ihren eigenen Vortheil durch ihn zu erlangen. Und noch eines will ich Dir sagen! Ist wo in einem Volke das Freiheitsgefühl erstorben, da mag sich wohl ein Ehrgeiziger die höchste Gewalt anmaßen; ein zur Freiheit aufstrebendes Volk läßt das nimmer zu. Meine eigenen Schwarzen würden mich in Stücke hauen, wenn ich es versuchen wollte, und sie thäten recht daran.“

Simon blickte ihn bekümmert an. „Du wirst halt recht haben; ich will's Dir nachdenken,“ sagte er kleinmüthig.

Fünftes Kapitel.

Bruder Ambrosius hielt in der Kirche von Heidingsfeld einen Trauergottesdienst für die vor dem Marienberg Gefallenen ab. Er hätte gleich der 3000 thüringischen Brüder gedenken können, die selbigen Montags der Landgraf Philipp von Hessen, Ernst von Mansfeld und Georg von Sachsen erschlagen hatten. Richtiger wäre, zu sagen: ermordet hatten; denn sie waren mitten im Stillstand, den sie den Bauern bewilligt hatten, über die dem Fürstenwort Vertrauenden hergefallen. 3000 erschlagen, 300 Gefangene gerichtet, Thomas Münzer und sein Freund Pfeiffer in der Gewalt der wortbrüchtigen Herren! Aber noch wußte man davon in Heidingsfeld nichts. Bruder Ambrosius bezeichnete die Gefallenen in seiner tief erregenden Predigt als die Blutzeugen der Freiheit. Er verglich sie mit den Märtyrern des Christenthums, ohne deren Leiden und Tod dasselbe nie zum Siege gelangt wäre. Also werde auch dem seit Jahrhunderten gemordeten Volke aus solchem Blute der Baum der Freiheit erwachsen.

Mit dieser Verheißung entließ er die tief erschütterten und erhobenen Zuhörer, für welche die Kirche sich viel zu klein erwiesen hatte, so daß viele vor den offenen Thüren stehen mußten. Die Hauptleute und Räte des Ausschusses blieben zurück. Denn derselbe hielt fortan seine Sitzungen in der Kirche von Heidingsfeld, da die Mainbrücke unter den Kanonen des Marienberges lag. Florian Seyer und Bezold erstatteten einen kurzen Bericht über ihre Gesandtschaft, Ehrenfried Kumpf überreichte das Rathschreiben, das ihn und Georg Spelt als Vertreter Rothenburgs im Ausschusse beglaubigte. Nunmehr fühlte sich Dr. Karlstadt zum Worte gedrungen. An die Predigt des Bruders Ambrosius anknüpfend, begann er darzulegen, wie mit der politischen Freiheit allein nichts errungen wäre, wenn nicht das gesammte Leben im Geiste der ersten Christengemeinden erneuert würde. Das gerieth ihm übel, war er doch von Luther geächtet. Die Pfarrer fürchteten den Einfluß seiner Lehren auf ihre Bauern und fielen ihm daher mit lautem Geschrei in die Rede. Sie bedürften seiner Ermahnungen nicht und wollten vollends von seinem christlichen Kommunismus nichts hören. Ehrenfried Kumpf

der sich von des Doktors Gelährtheit und Beredsamkeit viel des Förderjamen versprochen hatte, suchte zu vermitteln, aber seine Ermahnungen zu Frieden und Eintracht blieben ohnmächtig. Just um der Eintracht willen sollte Karlstadt ein Haus weiter gehen, rief ihm der Pfarrer Bubenleber entgegen; er trüge nur Sektirerei ins Lager. Jakob Köhl gebot mit seiner Stentorstimme Ruhe. Es sei halt genug des Gezänktes; der Doktor möge den Staub von seinen Schuhen schütteln, sie hätten ihn nicht gerufen und begehrt seiner nicht, und im Ausschusse hätte er nichts zu schaffen.

Ehrenfried Kumpf, welcher nach Würzburg mußte, um Bürgermeister und Rath die Grüße der neugewonnenen Bruderstadt Rothenburg zu überbringen, führte den Doktor mit sich aus der Kirche. Das war das Ende von Karlstadt's Ausfahrt, die schon unter einem üblen Anzeichen begonnen hatte. Denn unter dem städtischen Geleit der Geschütze war ein Knecht, dessen Gemüth der neue Glauben nicht erfüllte, vielmehr es mit dumpfem Fanatismus verfinsterte. Wie der unter dem Galgenthor des Doktors ansichtig geworden, war die Wuth über ihn gekommen. „Sollen wir mit einem solchen Böfewicht reiten?“, war er ausgebrochen, und er würde Karlstadt vom Pferde gestochen haben, wenn Jörg Spelt den Lanzenstoß nicht noch glücklich abgewehrt hätte.

Nun hatten die Bauernpfarrer den Doktor symbolisch gesteinigt. „Es ist also, daß die Pfaffen des neuen Papstes, als wie die des römischen voll blinden Eifers und Ueberhebung in allen Stücken sind. Alle Weisheit vermeinen sie in ihnen zu haben und stinken doch vor Unwissenheit, daß es ein Gräuelt ist. Auf solchen Bäumen kann für die Menschheit keine süße Frucht erwachsen.“ Mit solch' bitteren Worten nahm Karlstadt von dem Altbürgermeister Abschied und kehrte mit dem Geleit aus Gattenhofen nach Rothenburg zurück. Die Wache am Galgenthor aber verweigerte ihm den Einlaß und der Bürgermeister Vermeter entschied: wer ihn hätte heißen hinausgehen, der sollte ihn auch wieder hereinlassen. Stephan von Menzingen erfuhr es glücklicherweise, eilte an's Thor und befahl im Namen des Ausschusses, ihm zu öffnen. Fräulein von Badell gewährte dem Heimathlosen Herberge in ihrem Hause.

Ehrenfried Kumpf feierte dagegen auf dem Rathhause einen großen Triumph. Seine Begrüßungsrede gefiel männiglich über die Maßen, besonders weil er es aussprach, daß Würzburg durch der Bischöfe Tyrannei von dem Reiche abgedrängt worden sei, zu dem es einstmals gehört habe, und deshalb das Schloß niedergeworfen werden mußte. Die Bürgerschaft erwählte ihn in ihrer Freude zu ihrem Schultheizen, und als solcher saß er fortan im Inneren Ausschusse, Spelt im Bauernrathe.

Der Altbürgermeister hatte Heidingsfeld kaum durch das Mainthor verlassen, als ihm zwei bewaffnete Bauern auf schäumenden Pferden entgegengerast kamen. Er wollte die Männer anreden, aber sie eilten ohne Aufenthalt an ihm vorbei. Es waren Jörg Mezler aus Ballenberg und Hans Müller, genannt Flux, der Hauptmann des Heilbronner Jähnlains. Mit hochrothen Gesichtern von dem schnellen Ritt traten sie in die Kirche, wo sie der lange Dienhart mit dem scheltenden Zuruf begrüßte: „Ihr seid mir auch die rechten Brüder, daß Ihr erst jetzt kommt. Weil Ihr bei dem Sturm auf den Marienberg nit dabei waret, lohnte es Euch nit, die Todten zu ehren. Was?“

„Lieber,“ versetzte Hans Flux und nahm eine würdevolle Haltung an, „nur ein Wörtlein brauch' ich zu sagen und Du sperrstest das Maul auf, als wie der Walfisch, da er den Jonas verschlang.“

„Geh,“ spottete Michael Hasenbart von Mergentheim, „hättest Du vom Walfisch den Nachen, er wäre Dir nit weit genug, um Dich selbst zu rühmen.“

Hans Flux mußte es leiden, daß sich auf seine Kosten ein schallendes Gelächter erhob. Jörg Mezler aber rief: „Nu, laßet das Uhen: Just als wir reiten wollten, brachten die Heilbronner zwei Gefangene ein, die wir erst verhören mußten. Es waren zwei Boten von Frauenberg. Der eine, den sie den langen Wilm hießen, kam von Heidelberg zurück; der andere wollte zum Bischof. Sie waren sich in Waldbüttelbrunn begegnet, saßen im Wirthshaus und schwägen mit einander von ihren Geheimnissen.“

„Und hier ist das Schreiben des Bischofs an den Markgrafen Friedrich,“ fiel Hans Flux ein und schwenkte ein Papier, das er aus seinem Wams gezogen, triumphierend in der Luft. „Im hohlen Speiß vom langen Wilm sta's.“

„Vorlesen! Vorlesen!“ rief man von allen Seiten.

Hans Flux willfahrte; was er aber mit einigem Stottern und Stottern vorlas, machte die Stirnen der Hauptleute und Räte sehr ernst. Denn der Bischof schrieb, daß der Schwäbische Bund, der Kurfürst von Trier und der Pfalzgraf ihm die schleunigste Hilfe zugesagt hätten; daß ferner Graf Wilhelm von Henneberg einen Ausgleich mit ihm in die Wege geleitet habe und vereint mit den nach Koburg geslüchteten Edelleuten des Bisthums, sobald der Landgraf Philipp von Hessen aus Thüringen heranzöge, das aufständische Meiningen überfallen und von Norden her auf Würzburg rücken wolle.

Kaum schwieg Flux, so brach Hans Schnabel, der Hauptmann des Bildhauer Hauses, der seinerzeit den Grafen von Henneberg auf dessen Begehr in die Bruderschaft der Bauern aufgenommen hatte, in bebender Wuth aus: „Daß ihn Gottes Marter schänd', den meineidigen Schuft. Den Handschuh hat er ausgezogen zu Bildhausen und zu Gott dem Allmächtigen geschworen, bei unseren Artikeln zu leben und zu sterben. Ueber alle Spiel- und Schellerplätze (Freudenhäuser) im ganzen Bisthum für Geld die Aufsicht zu führen, das verträgt sich mit seiner hochfürstlichen Ehre. Solches Geld stinkt ihm nicht. Aber uns sein feierlich beschworenes Wort halten, das geht ihm wider die Ehr.“

„Es stehen ja Galgen in Würzburg, schlagen wir seinen Namen daran,“ rief Leonhard Meßler.

„Recht hast, und ich will eine saubere Tafel mit seinem Namen machen,“ stimmte ihm Hans Schnabel, der ein Schreiner war, zu.

„Aber, Brüder, ich bin noch nit zu End,“ so nahm Hans Flux jetzt wieder das Wort: „Der andere Bote, den wir fingen, hatte nichts Schriftliches vom Schloß. Wie er bekannt hat, sollte er den Bischof bei allen Heiligen beschwören, nit eine Stund länger mit der Hilfe zu verziehen, wenn er helfen könnte. Ihre Bedrängniß sei gar groß, schon ginge ihnen das Wasser aus.“

„Nun, lieben Freunde,“ rief Florian Geher in die frohe Erregung hinein, die jetzt Platz griff, „da die Rothensburger Stücke da sind, so dürfen wir uns wohl deß getrösten, daß der Frauenberg unser ist, ehe denn der Bischof kommt.“

Ein kitzelnder Schritt auf den Steinplatten veranlaßte ihn, einen Blick nach dem Eingang zu werfen, und in höchster Ueberraschung rief er: „Der Wendel Hipler!“ Wie war das möglich? Der war ja in Heilbronn. „Ich bin es aber wirklich, Ihr Brüder,“ erwiderte er mit rauher Kehle, Florian Geher's Hand schüttelnd, „und wollet Ihr mich mit einem Trunk Wasser willkommen heißen, so werd' ich's Euch danken.“ In einem Zuge war er von Heilbronn nach Heidingsfeld geritten und eben vom Sattel gestiegen. Stiefel, Kleider, Haare, Bart, Gesicht trugen die überdeutlichen Spuren von dem Staube und Schmutz des weiten Weges. Jörg Meßler ließ die Kirche, um den Wunsch des Kanzlers zu erfüllen, der sich auf der nächsten Bank erschöpft niederließ und fortfuhr, während die Räte und Hauptleute ihn neugierig umringten: „Der Verfassungsschutz hat seine Arbeiten einstweilen einstellen und auseinandergehen müssen; denn in diesem Augenblicke ist der Truchseß wahrscheinlich schon in Heilbronn und bedroht Weinsberg mit seiner Rache. Denn die liegt ihm zunächst am Herzen.“

„Oho, an Heilbronn beißt er sich die Zähne aus,“ überbot Hans Flux die Unruhe, welche ob dieser bedenklichen Mittheilung entstand.

„Ihr würdet Recht behalten, wenn seine Bürger so fest wären, wie seine Mauern,“ antwortete Hipler. „Aber als ich mich auf die Reis begab, war Euer eigener Schwager, der Bürgermeister Kieser, mit dem Stadtschreiber und Berle nach Stuttgart hinausgeritten, allwo der Truchseß bereits sein Hauptquartier hatte, um mit ihm wegen der Unterwerfung Heilbronn's zu verhandeln.“

„Pui Teufel,“ rief der Bäck Hans Flux mit purpurothem Kopf. „Wär' ich dort gewesen, ich hätt's nimmer gelitten.“

Das Gelächter, das über diese Prahlerei entstand, bewies die hohe Spannung, in der sich die Gemüther der Anwesenden befanden. Jörg Meßler brachte einen Krug Wein aus dem Wirthshaus zum Hirschen, das neben der Kirche lag, und Wendel Hipler seuzte, nachdem er seinen Durst gelöscht hatte: „Es ist bitter zu gedenken, wie alles anders stünde, vom

Schwarzwald bis zum Untersee, wenn Ihr, wie es zu Weinsberg ist beschlossen worden, anstatt hier festzuliegen, dem Truchseß in die Plante gefallen wäret. Er hätte alldann das Oberland nicht dämpfen, das Unterland nicht überziehen können.“ (Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge eines Naturfreundes.

September.

Am Seerande führte, zwischen Ufergebüsch und Kiefernwald, ein kleiner Fußweg dahin. Es war kein künstlich gebauter Steg, die Landleute und die Waldarbeiter hatten ihn durch öfteres Hin- und Hergehen abgetreten, das Gras zerstampft und den Boden bloßgelegt. Hier auf diesem Pfade wandelte Herr Tanzmann seelenvergnügt dahin, glänzend vor Freude und Wandeluft. Denn es war ein schöner, klarer Morgen, und am Morgen war Herr Tanzmann stets vergnügter als am Abend, wo die Müdtehr in die Stadt ihn immer zornig und zu bösen Neben geneigt machte. Obwohl es schon gegen 10 Uhr war, hing der Thau doch noch in biden Tropfen am Gras. Denn die Septembersonne, wenn sie auch in heiterer Schönheit strahlte, war doch zu spät aufgestanden, und ihre Himmelslinie war zu kurz, als daß sie schon am Morgen den Thau aufgesogen hätte. Jetzt fielen ihre Strahlen auf den See, so daß dieser weiß erglänzte, und sie fielen durch das Ufergebüsch auf Herrn Tanzmann's Gesicht, so daß auch dieses noch mehr erglänzte und aussah wie der Vollmond in einer Frühlingsnacht.

Herr Tanzmann wanderte an dem grünen Gebüsch dahin, indem er vorsichtig über die bloßliegenden Kiefernurzeln hinwegstieg, die sich über den Weg reckten. Der Steg war etwas schräg nach dem See zu geneigt, und Herr Tanzmann konnte ganz genau beobachten, wie etwa in der Mitte des Pfades zwei verschiedene Bodenarten aneinanderstießen, der schwarze humöse vom Ufer her und vom Walde her der graubraune Sandboden, auf dem die Kiefern gut gediehen. Das schwarze Humusland dagegen ließ wegen seiner fetten Feuchtigkeit den märkischen Nadelbaum nicht aufkommen, hier dominierten breite Erlenbüsche, mit Faulbaum und Kreuzdorn untermischt. Und um sie schlang sich in jeilartiger Verflechtung und in üppiger Fülle der wilde Hopfen, der mit halbreifen, weißgrünen Rädchen über und über behangen war. Mit seinen großen Blättern, die er rings um die umschlungenen Erlenbüsche ausbreitete, nahm er seinen Opfern Luft und Licht hinweg. Aber auch ihm sah bereits ein tüdtlicher Feind im Nacken. Um ihn schlang sich mit ihren dünnen rötlichen Stengeln die Seide, schnürte ihn zusammen und näherte sich von seinem Nahrungssäfte, indem sie ihre Saugurzeln in sein Gewebe senkte. Und wo die Seide kräftig auftrat, da kummerte der Hopfen, und wo der Hopfen kummerte, da athmeten die Erlen erleichtert auf.

Da können Sie sehen, Herr Tanzmann, sagte der Wanderer zu sich, wie es mitunter in der Natur zugeht. Weinahe so schlimm wie unter den Menschen. Ein Schmaroger wird von dem anderen aufgezehrt. Bloß daß den Pflanzen der Verstand fehlt, der beim Menschen immerhin manchmal vorhanden ist.

Herr Tanzmann wanderte weiter am Gebüsch hin. Zwischen den einzelnen Sträuchern hindurch sah er die weite weiße Wasserfläche vor sich liegen, die rings, soweit sein Auge reichte, von dunkeltem Kiefernwald eingerahmt war. Nur dicht am Ufer zog sich ein niedriger Streifen grünen Laubgebüsches hin, das hier und da von einer weißstämmigen Birke überragt wurde. Das ganze jenseitige Ufer aber spiegelte sich in sanften Linien im See: Die breiten Nadelbaumkronen und die zielichen Laubzweige der Birken hingen hinab ins Wasser, in dem das blaue Himmelsgewölbe in träumender Tiefe lag. Herr Tanzmann blieb öfters stehen, und sein Auge hing an diesem weiten, weißen Wassermeer, das so sehrend einsam in den düstern Kiefernwaldarmen eingeschlossen war. Als Herr Tanzmann weiter ging, schnitt ihm für eine Weile dreimeterhohes Schilf die Aussicht auf den See ab. Das Schilf mit seinen rötlichen Rispen ragte wie eine grüne Mauer aus dem Wasser hervor und lehnte sich dicht an das Ufergebüsch an. Es ging ein leichtes Rauschen durch das Rohr, obwohl der Wind nur ganz schwach wehte. Jetzt schwirren ein paar Vögel durch die Schilfstengel und dann plötzlich erhob sich ein Plätschern und Schnattern, und ein Volk Wildenten flog aus dem Rohrdrücht hinaus ins offene Wasser. Als Herr Tanzmann näher an das Schilf herantrat, sah er, wie auf seinen Blättern Schnecken und Kobrfläfer behaglich ruhten. Auch das Wasser zwischen dem Schilf war von allerhand kleinem Gethier erfüllt. Muscheln und Schnecken hingen an faulenden Pflanzenresten, Rüdenschwimmer und schwarzgrüne Wasserwanzen gondelten geschickt durch das feuchte Element und die rothe Spinne taumelte in tapriziösen Bewegungen durch die Fluß.

Beim Weitergehen wandte Herr Tanzmann auch der anderen Seite des Fußweges seine Aufmerksamkeit zu. Wo der Kiefernwald hoch und lustig war, da standen in dem grünen Rasen rothe Grasnelken und blaue Glodenblumen. Von Stamm zu Stamm aber hatten die Kreuzspinnen ihre luftvollen Netze gespannt. Der ganze Wald war mit diesen Netzen erfüllt, die silbern im Sonnenscheine leuchteten. Selbst über den Fußweg war das Gewebe gespannt, so daß Herr Tanzmann nach und nach mit Spinnensaden ganz behängt war und Mühe hatte, sie von Gesicht und Händen, auf denen sie ein leichtes Juden wie Haare verursachten, zu entfernen. Wo der Kiefernwald

sänger und dichter war, da war der Boden mit brauner Nadelstreu bedeckt. Aus ihr aber erhob sich jetzt ein Heer von Pilzen. Am auffälligsten waren die großen Stiegenpilze, deren zimmerrothe weißgetupfte Hüte dem Waldboden ein merkwürdig fremdartiges Gepräge gaben. An manchen Stellen stand eine dichte Vegetation von Farnkraut, dessen Bedel der nahende Herbst an den Spigen bereits braun gefärbt hatte.

Im übrigen fand Herr Tanzmann Laub und Kraut noch leidlich frisch. Die Früchte an den Büschen waren nun alle gereift und prangten in schwarzen und rothen Farben in den mannigfaltigsten Formen und Anordnungen zwischen dem grünen Laube. Herr Tanzmann freute sich wie ein Kind an der bunten Pracht, er kannte von Klein auf alle Beeren und Früchte des Waldes und wußte ihre vielfältige Verwendung für Haus und Hof, für Vogel- und Spiel. Jetzt kam er an einer Menge von Haselbüschen vorbei, die, auch mit trockenem Boden vorlieb nehmend, sich vom Ufer an und dann an der anderen Seite des Fußweges bis weit hinauf in den sanft ansteigenden Kiefernwald hineinzogen. Hier wehte es Herrn Tanzmann doch bereits herblich an. Denn die Haselbüsche hatten bereits jene bräunlich-grüne Färbung, die bei vielen Sträuchern das erste Anzeichen des nahen Wälderodes ist. Der Wanderer suchte nach Nüssen, aber er fand keine. Wer weiß, vor wie langer Zeit die schon von der Jugend der umliegenden Dörfer weggeholt worden waren. Er wenigstens hatte es, als er noch bei der Frau Tanzmann, seiner Mutter wohnte, als Ehrensache betrachtet, bereits Ende August alle Haselbüsche der Umgegend zu durchstöbern und die Früchte zu ernten, noch bevor sein Freund Mevis daran dachte, daß sie reif waren. Denn dieser hielt sich genau an die alte Regel, daß man vor dem 1. September keine Haselnuß abpflücken darf. Herr Tanzmann aber besorgte sein Geschäft so gründlich, daß Mevis tagelang umherirrte und nichts fand und Jahr für Jahr klagte, daß die Eickläschen die Haselnüsse bereits alle gefressen hätten. Herr Tanzmann stimmte ihm bei, einmal merkte Mevis aber doch, daß der Saft, der auf Tanzmann's Dachboden hing, voller Haselnüsse war. Von dem Tage an stellte Mevis zwei Wochen lang seine Besuche bei Tanzmann's ein, ein Verlust, der von Herrn Tanzmann sehr schwer, von Frau Tanzmann dagegen leichter ertragen wurde, zumal zu jener Zeit Mevis die Leidenschaft hatte, große Steine in den Schmalzbirnenbaum hinter der Scheune zu werfen und mit vollgefüllten Taschen allabendlich den Heimweg anzutreten.

Herr Tanzmann schritt weiter auf dem Fußwege dahin. Noch blühten zwischen den Büschen die zarten Bergfahnenmüch und die krautartige Wasserminze. Aber Weidenröschen und Wasserhanf waren bereits mit dichtem, weißem Flaum bedeckt, in dem sich ihre Samenkörner verbargen. Und jetzt gelangte er zu einer jungen Linde, deren Blätter bereits recht gelb geworden waren.

Merkwürdig, sagte Herr Tanzmann zu sich, daß die Linde der Baum der Liebenden geworden ist. Sie treibt zwar früh im Lenz, doch blüht sie im Sommer und bleicht zuerst im Herbst. Aber daran sieht man eben, daß die Liebe blind ist und daß es dabei auf lange Dauer nicht abgesehen ist.

Dennoch war der Baum ihm lieb, und die gelben Blätter brachten einen stimmungsvollen Ton in die September-Landschaft. Er lehnte sich an den Lindenstamm und sah von neuem zwischen den fruchtbeladenen Büschen hindurch auf die weiße Wasserfläche des Sees, der ruhig, wie selbstvergessen dalag in der dunklen Umrahmung des Kiefernwaldes. Die stille Ruhe lud zum Nachdenken ein, und Herr Tanzmann kramte in dem Schatz seiner Erinnerung.

Manchen See sah ich auf meinen Wanderungen, sagte er zu sich, den azurblauen Gardasee und den düsternen Ammersee, die lieblichen Teiche Frankreichs und den vornehmen Vierwaldstättersee. Aber ich kann nicht sagen, daß ich euch weniger liebte, ihr flachen weißen Seen der Mark mit eurer unendlichen Sehnsucht und eurem stillen Heimweh, mit eurem melancholischen Kiefernwald-Ufern, deren dunkle Schatten euch einschließen und abschließen von allem Lärm der Welt!

Plötzlich vernahm Herr Tanzmann schwere Tritte und ein schnaufendes Fauchen, das aus einem dicken Körper kommen mußte. Er ging langsam vorwärts, um dem Keuchenden Zeit zu lassen, ihn zu überholen. Bald wurde denn auch ein dicker Mann sichtbar, der schweißtriefend und schnaufend sein wohlgenähtes Wäuschlein vor sich herschob. Er grüßte den Wanderer und fragte leutselig:

Sie müssen wohl auch laufen?

Herr Tanzmann wußte nicht recht, wie die Frage gemeint war, und da er böse Absichten witterte, so guckte er den Fragenden ziemlich ungeduldig an. Dieser aber sagte:

Mir hat nämlich der Arzt verordnet, jeden Tag einmal um den verwünschten See herumzulaufen. Denken Sie sich, drei Stunden über Wurzeln, durchs Gebüsch, 's ist zum Verrücktwerden! Und dabei ist's von unserem Städtchen bis zum See auch noch eine halbe Stunde. Der frühere Arzt war ja vernünftiger, der hat mir wenigstens was Ordentliches verschrieben, jeden Tag eine große Flasche voll. Und zu laufen brauchte ich garnicht.

Hat's denn was geholfen? fragte Herr Tanzmann.

Das ja gerade nicht, antwortete der dicke Mann. Aber es war doch auszuhalten. Der neue nun, der hat mir furchtbare Angst gemacht. Nicht ein Jahr sollte ich's mehr treiben, wenn ich nicht täglich hier um den verwünschten See herumgehe.

Na und hilfst denn das?

Es ist ja möglich, sagte er, ich gehe heute erst zum fünften

Male. Es ist mir ja, als wäre mir ein bißchen leichter. Aber ich bitte Sie, wenn so eine Pferdetur nicht helfen soll! Natürlich muß das was helfen! Aber dazu braucht man doch keinen Arzt. Wenn ich mir einen Arzt nehme, dann soll er sich doch Mühe geben, mich zu heilen, dann will ich mich doch nicht auch noch anstrengen! Nicht wahr?

Das ist ganz meine Meinung! sagte Herr Tanzmann. Doch entschuldigen Sie, ich muß nach der anderen Seite zurück! Er drückte dem dicken Manne die Hand, der ihn erstaunt angrüßte.

Ja, sagte Herr Tanzmann, mir hat mein Arzt befohlen, zweimal um den See herumzugehen!

Dem dicken Manne traten Schweißperlen aufs Gesicht bei dem bloßen Gedanken, daß jemand doppelt so viel gehen müsse wie er, und ein Gefühl tiefsten Mitleids mit Herrn Tanzmann legte sich auf seine dicken Wangen.

Dieser aber eilte schnell zurück, in der Absicht, so lange zu warten, bis der Dide in gehöriger Entfernung sei. Es ärgerte ihn, daß er dem Keuchenden nicht besser seine Verwünschung des Sees heimgezahlt hatte. Immerhin war es ein schöner Genuß gewesen, das Mitleid auf dem Gesichte des fetten Rentiers zu beobachten. Herr Tanzmann ging zur Linde zurück, lehnte sich von neuem an ihren Stamm und blickte auf die weiße Wasserfläche des Sees.

Curt Grotte wig.

Kleines Feuilleton.

—1.— **Fahrende Leute.** Es ist um die Mittagsstunde. Arbeiter, kleine Geschäftsleute und Subalternbeamte hasten über den großen, belebten Platz, dessen Damm mit einem neuen Netz von Eisenschienen besponnen ist, auf denen mannschaftsam Pferdeabfuhrwagen und elektrische Motorwagen dahinzurollen; Lastfuhrwerke, Droschken, Omnibusse, Hand- und Hundewagen, sowie das unaufhörliche Klappeln und Donnern der in der Nähe befindlichen Stadtbahnbrücke vervollständigen das großstädtische Bild.

Die dürftigen Parkanlagen des Platzes machen in ihrem herbstlichen Aussehen einen kläglichen Eindruck: strauchlose, gelbgrüne Rasenflächen und in der Mitte und an den Ecken kümmerliche, weißbestäubte Heden.

Die vier- und fünfstöckigen Häuser, mit Firmenschildern und Reflektoren überfüllt, glänzen matt und langweilig in der Septembersonne. In den Straßen knarrt, furrert, poltert und klingelt es unaufhörlich.

An den Ecken des Platzes, dort, wo die wenig belebten Nebenstraßen einmünden, stehen die „fahrenden Leute“ mit ihrem Handkarren, auf dem sie die wunderbarsten, nützlichsten und unentbehrlichsten Dinge für einen „Spottpreis“ feilbieten. Es sind meist stellungslöse Arbeiter oder Kaufleute. Eine dicht gedrängte Menge umgibt ständig ihr fliegendes Waarenlager. Schulminder und halb-erwachsene Fabrikarbeiterinnen bilden den Haupttheil der Schaustufigen. Hin und wieder sieht man auch einen wirklichen Käufer mit gutmüthig lächelndem Gesicht. Alle scheinen sich lebhaft an der originellen Redegewandtheit des Händlers zu ergötzen.

Hier ist es ein fliegender Buchhändler, der in „Antiquariat“ macht: Die neuesten und modernsten Erscheinungen des Büchermarktes zu zehn und zwanzig Pfennigen. Der Händler steht ruhig neben seinem Wagen und kontrollirt nur mit kernerner Miene die Finger der Wissensdürstigen, die sich ab und zu erlauben, in ein auf Gutdünken herausgenommenes Buch sich eingehender zu vertiefen. Gekauft werden meistens nur Bücher mit verdächtig klingendem Titel. Das laufende Publikum rekrutirt sich in der Hauptsache aus sechzehn- bis achtzehnjährigen Burschen.

Neben dem Buchhändler steht der Messerverkäufer mit der „echten Solinger Stahlwaare für nur fünfzig Pfennig“. Mit großer Jungensfertigkeit preist er die Vorzüge seiner Messer an, indem er die vier klingenden, das Champagnermesser, die Miniaturjäge und den Korkezieher demonstriert. Den Hauptauschlag allerdings giebt der amerikanische Glasschneider. Da der Vorrath zu Ende geht, soll heute ausnahmsweise der Preis wiederum herabgesetzt werden: „Dieses Messer kostet Sie heute keine Mark, nicht fünfundsiebzig Pfennige, auch nicht fünfzig, sondern, sage und schreibe, nur fünfundsiebzehn Pfennige! Wer kauft, meine Herrschaften?“

Wieder ein paar Schritt weiter. Die berühmte Fleckseife. Der Nächste verkauft Schuh-Glanzpomade; dann kommen Kopierbleistifte, Federhalter mit echt vergoldeten Federn. Diesen Dingen folgen die unzverbrechlichen Bernsteinspitzen aus der neuen patentirten Glasmasse; dann kommen Pettschaftstempel und Speise-Eis.

Auf der anderen Straßenseite wiederholt sich dasselbe Bild: „Hier, meine Herrschaften! Gleich zum kosten, die verschiedenen Fruchtjäfte, Zitronen, Waldmeister und Himbeer! Probieren Sie doch mal! Gist ist es nicht!“

Der nächste Wagen hat den berühmten „Blick in die Zukunft“, der an Personen unter achtzehn Jahren nicht verkauft werden darf. Hierzu erhält man: drei Ansichtskarten, zehn Briefbogen mit Couverts, einen Kalender für das Jahr 1899, zwei hochinteressante Nummern eines Wigblattes und, um die Kauflust des Publikums noch mehr zu steigern, fünf der neuesten Couplets: Komm Karoline!, O Emma, o Emma!, Weißt Du Mutter, was mir träumt hat? u. s. w.

Der letzte Wagen besitzt entschieden die meiste Anziehungskraft. Ob das der „Blick in die Zukunft“, oder die „Couplets“ machen, ist

fäher zu ergründen. Jedenfalls wird die immer mehr anwachsende Menschenmenge dem in der Nähe postierten Schutzmänn zu viel. Er kommt an den Wagen heran, fordert die Menge auf, sich zu zerstreuen, und den Händler, weiterzufahren.

So geht es den ganzen, langen Tag. Fast niemals wird es um die Wagen herum leer, so daß sich die Obsthändler und Zeitungsverkäufer, die gleichfalls auf dem belebtesten Platze ihre Stellen haben, innerlich über das gute Geschäft der „da drüben“ ärgern. Für die anderen aber, die von Arbeit zu Arbeit gehetzt werden, um den Bißten Brot für sich und die Ihrigen zu verdienen, sind jene Wagen der „fliegenden Händler“ ein Lieber, wenn auch nur flüchtiger Mastort. Dort vergessen sie, wenn sie auch nicht im Stande sind, etwas zu kaufen, auf Augenblicke die drückenden Tages Sorgen, und über ihre harten und ausgemergelten Gesichtszüge bricht manchmal ein Lächeln, als ob sie die tragische Komik des Lebens begriffen hätten. —

Psychologisches.

kg. Die Erziehung einer taubstummen Blinden, der jetzt achtzehnjährigen Miß Helen Keller, behandelt Tissot in einem interessanten Aufsatz der letzten „Revue Bleue“. Im Anschluß an ihre Autobiographie schildert er, wie sie zu einem so hohen Grade geistiger Thätigkeit gelangt, daß sie „ewig leben möchte, weil es so viel Schönes zu lernen giebt“. Als gesundes und intelligentes Kind im Norden von Alabama geboren, wird sie im Alter von 19 Monaten nach einer Krankheit blind und taub, infolge dessen natürlich auch halb stumm. Mit 7 Jahren wird das mißmuthig gewordene Kind der Erziehung einer erprobten Lehrerin übergeben. Diese gewinnt sogleich ihre Liebe; sie schenkt ihr eine Puppe, giebt ihr diese in die Hand und lehrt sie, mit der andern durch Zeichensprache das Wort „doll“ (Puppe) zu buchstabiren. So lernte das Kind in 10 Tagen 20 Worte, nicht lange darauf auch ihre Beziehung zu den berührten Gegenständen. Von den unmittelbar verständlichen Worten schreitet die Lehrerin zu solchen Ausdrücken und Redewendungen fort, deren Sinn nur durch den Zusammenhang klar wird. Helen kam sich bald leicht mit ihrer Lehrerin verständigen. Da sie sehr schnell auch Buchstaben in Relief lesen lernt, so kann sie sich auch mit andern unterhalten, indem sie auf getrennte Papierstreifen gedruckte Worte zu Sätzen zusammensügt. Schreiben bringt man ihr bei, indem man ihr zuerst die Hand führt. Leidenschaftlich ist sie der Lektüre ergeben, wobei sie sich des Systems Braille, der mit dem Grabstichel gestochenen Buchstaben, bedient. Sie liebt besonders Gedichte. Sie ahnt die Musik des Verses, ohne jemals den Rhythmus eines Verses gehört zu haben. Longfellow ist ihr erklärter Lieblingsdichter. Im Alter von zehn Jahren lernte sie auch sprechen. Zuerst erklärte ihr die Lehrerin den Bau des Kehlkopfes und des Mundes. Dann sprach sie einen Vokal aus und legte dabei die eine Hand der Blinden auf ihren Kehlkopf, die andere in ihren Mund. Auf diese Weise fühlte Helen die Lage der Zunge und den Grad der Anspannung des Kehlkopfes bei den verschiedenen Lauten. Nun mußte sie selbst versuchen, den Ton hervorzubringen, wobei die Lehrerin korrigirte, indem sie durch Drücken mit dem Finger die Zunge in die richtige Lage brachte. Nach drei Wochen war die Taubstumme im Stande, eine Geschichte von 200 bis 300 Worten zu erzählen. Nicht so gut gelang es ihr, die Sprache der anderen zu verstehen. Kürzlich bestand sie die Aufnahmeprüfung am Collège de Radcliffe. —

Aus dem Thierleben.

ie. Ein Vogelneft unter dem Fernrohre. Der amerikanische Gelehrte Hiram Stanley macht in der Revue Porter Wochenchrift „Science“ darauf aufmerksam, daß das Fernrohr oder, in kleinerem Maßstabe, ein gutes Doppelverkleinertes ausgezeichnete Dienste zur Verfolgung des Nestlebens der Vögel leisten kann. In der Nähe seines Wohnsitzes hatte sich ein Pärchen des in Nordamerika heimischen Blauhähers in einem Baume angeiedelt, und Stanley hatte von seinem Fenster aus ein Fernrohr fest auf das Nest gerichtet, dessen Inhalt er, nachdem er etwas Blätterwerk beseitigt hatte, wie aus einer Entfernung von wenigen Zoll beobachten konnte. Das Männchen gab oftmals Futter an seine Ehefrau ab, damit diese wieder es den Jungen verflüttere. Ein Schnabel voll reichte für mehrere der jungen Hähner aus, die Mutter steckte ihren Schnabel tief in den kleinen Schlund und kniff einen Theil des Futters mit dem Schnabelrande ab, worauf sie auf dieselbe Weise ein anderes Theil in die nächste hungrige Kehle gleiten ließ. Die Eltern hielten fortgesetzt auf große Reinlichkeit im Neste, und jeder der natürlichen Verstöße gegen dieselbe seitens der jungen Vögel wurde sofort aus der Wohnung heraus befördert. Oft stellte sich der Hähler schließend mit halbausgebreiteten Flügeln auf das Nest. Beim Herannahen einer Gefahr stieß der Vogel ein scharfes, metallisch klingendes „Wut! Wut!“ aus, wobei er seinen Körper kräftig auf und nieder schwang. Geriech er in Erregung, so hatte er ziellos auf den Ast los, auf dem er saß. Eine interessante Episode in der Lebensgeschichte dieser Hähnerfamilie ereignete sich in dieser Zeit. In der Nähe war ein Spakenest entzwei gegangen, und vier junge Sperlinge, die kaum flügge geworden waren, waren auf den Boden geslogen. Der Blauhäher stürzte auf einen der kleinen Vögel zu und verschlang ihn. Darauf setzte Stanley heimlich einen anderen der jungen Spagen in das Nest des Hähers hinein, mitten zwischen dessen

eigene Jungen. Jetzt wurde der Eindringling, an dessen Bruder der Eigentümer des Nestes eben erst einen Mord verübt hatte, ruhig geduldet, wenn er auch kein Futter bekam; am zweiten Tage aber bemerkte der Beobachter, daß der Hähler einmal, vielleicht aus Versehen, auch den Spagen fütterte. Zwei weitere Tage darauf ersehen die elterlichen Spagen einen günstigen Augenblick, als die Hähler gerade ausgeflogen waren, kamen eilends zu dem Neste und fütterten ihren Spagen, aber nicht die jungen Hähler. Am dritten Tage dann flog der Spag selbst fort. —

Technisches.

ss. Eine für die Eisenverarbeitung bedeutende Erfindung, die in gewissem Umfange sogar eine Umwälzung auf diesem Gebiete herbeiführen würde, ist von zwei belgischen Physikern Hoche und Lagrange gemacht worden. So unwahrscheinlich diese zunächst klingen mag, so ist das Verfahren doch in seinem Endzweck dadurch richtig gekennzeichnet, daß eine Eisenstange durch Eintauchen in kaltes Wasser bis zur Weißgluth erhitzt wird. Selbstverständlich ist bei diesem „Wunder“ die Elektrizität im Spiele, die auf folgende Weise wirkt: Die Wände eines rechteckigen zur Hälfte mit Wasser gefüllten Metallkübels werden in Verbindung gesetzt mit einer elektrischen Batterie, die eine Stromstärke von 60 Ampère abgiebt. Auf der anderen Seite wird der Strom in die zu behandelnde Eisenstange geleitet, vermittelt einer Art von Zange, mit der die Eisenstange an ihrem Ende erfaßt wird; natürlich ist diese Zange, durch die der Strom hindurch geht, mit einem isolirenden Griff versehen. Wird nun die Eisenstange in das Wasser des elektrisch geladenen Metallkübels eingetaucht, so entsteht zwischen ihr und den Wänden des Kübels eine starke elektrische Spannung, durch die das den Widerstand bildende Wasser rund um die Eisenstange so heftig zersezt wird, daß die Temperatur in etwa 20 Sekunden bis auf 1200 bis 1500 Grad erhöht wird und die Eisenstange in höchster Gluth versetzt, so daß sie zum Schmieden bereit ist. Die Schnelligkeit dieses Verfahrens sichert demselben eine große Zukunft. —

Humoristisches.

— Im Konzert. Lieutenant: „Kommen Sie, Kamerad, — jetzt steigt die Symphonie, — das Was hat vier Säge.“ —

— Keine Disziplin. Die Garnison hatte einen neuen, besonders schneidigen General bekommen. Das beste Musikcorps der in der Stadt liegenden Regimenter zieht am nächsten Morgen vor seiner Wohnung auf und bringt ihm ein Ständchen. Nachdem das Spiel zu Ende ist, läßt der General, der während der ganzen Zeit am Fenster gestanden hat, den Kapellmeister rufen.

„Sehr schön, sehr schön, mein Lieber,“ sagte er, „aber Ihre Leute haben keine Disziplin.“

Der Kapellmeister horcht auf. „Gar keine Disziplin,“ fährt Erzelenz fort. „Dem wie könnte es denn sonst vorkommen, daß die Leute mit den — ah — den langen Fingern da (Erzelenz meinte die Posaunen) ganz durcheinander die Dinger lang und kurz ziehen. Das muß gleichmäßig geschehen und zu gleicher Zeit, muß klappen. Gar keine Disziplin, muß besser werden!“ — („Simplicissimus“.)

Vermischtes vom Tage.

— In Besterland auf Sylt führte man unlängst zwei kleine Lustspiele in friesischer Sprache auf. Der Dichter, Erich Johannsen, spielte in beiden Stücken die Hauptrolle. —

y. An Bord des in Hamburg eingetroffenen Dampfers „Hercynia“ erkrankten auf der Rückreise von Westindien 22 Mann an Malaria. Der erste Maschinist ist der Krankheit erlegen. —

e. e. „Die Liedertafel feuerte im Frühjahr noch eine wirksame Abschiedsvalbe ab, während der Männerchor sich auf seine erprobte Schanze im Stadthof zurückzog.“ Also schrieb dieser Tage der Luzerner Berichterstatler der „Schweizer Musikzeitung“. —

— Eine gesunde Stadt scheint Welluno in Venetien zu sein. Von den 20 000 Einwohnern der Stadt ist in der zweiten Hälfte des August kein einziger gestorben, wohl aber wurden auf dem Standesamt 32 Geburtsanzeigen erstattet. —

— In der Nähe von Bordeaux wurden durch einen Brand 12 000 Hektare Kiefern-Wald zerstört. Auch ein Theil der Stadt Larche wurde eingeäschert. —

— Einundvierzig Menschen sind im vergangenen Jahre in London verhungert. Von fünf dieser Unglücklichen kennt man nicht einmal die Namen. —

e. e. In Waku haben drei englische Gesellschaften mit zusammen mehr als 60 Millionen Kapital Steinölquellen erworben. —

— Der von Montreal auf der Delaware-Hudsonbahn nach Albany (Nordamerika) laufende Schnellzug stieß am Montag Abend in der Nähe der Station Cohoes auf einen offenen Güterwagen. Bei dem Zusammenstoß wurden 18 Personen getödtet, zehn tödtlich verlegt. —